



Die Marquise.

Novelle.

(Fortsetzung.)

„Der Herzog liebt mich,“ fuhr die Marquise fort.
 „Wissen Sie das gewiß?“ entgegnete Boisroger.
 „Gewiß! Gewiß! Wie Sie Alles so genau nehmen! Ich glaube an seine Liebe und bitte Sie, mir diesen Glauben nicht zu nehmen. Ich müßte mit ihm zugleich vielen Hoffnungen entsagen, zuerst der Hoffnung, mich bald zu verheirathen, und ich gestehe, daß ich so bald als möglich heirathen will, um an den Hof zu kommen, um mich zu kleiden, wie mir's gefällt, um zu gehen, wohin es mir beliebt. O, das Heirathen ist schön! Folgen Sie bald meinem Beispiele, Boisroger.“

„Ich?“

„Ja, Sie.“

„Ist das Ihr Ernst?“

„Mademoiselle Bonneval ist sanft, hübsch, in Ihrem Alter.“

„Mademoiselle Bonneval! O, sprechen Sie nicht davon.“

Die Marquise sah, daß sie den jungen Mann beleidigt hatte, und bat ihn herzlich um Verzeihung.

„Aber schweigen wir davon,“ sagte Boisroger; „Ihr Onkel kommt.“

Chatillon kam wirklich langsam und schwerfällig in Pantoffeln und im Schlafrock wankend heran, wie ein Schiff, dessen Segel der Wind nicht schwellt. „Was ist geschehen?“ fragte er; „der Herzog reiste in aller Eile nach Paris und hat mich da mit meiner Langeweile allein gelassen. Ich halte es nicht mehr aus. Ich schlafe und schlafe, kann aber doch nicht immer schlafen. . . Ich habe das Landleben leider! nun zur Genüge kennen gelernt, — Schafe, Nachtigallen und Flieder! Ich fürchte, ich lerne noch selbst blöken. Und welcher Abend! Nein, ich halte es nicht mehr aus; ich ersticke, es ist zu viel Luft hier!“

„Lieber Vormund, guter Onkel, ich beschwöre Sie, bleiben Sie. Der Anstand erfordert es.“

„Es fordert der Anstand, daß ich sterbe?“

„Ich will, um Ihnen gefällig zu sein, Ihre Gefangenschaft um einen Monat abkürzen. Nach vier Wochen verlassen wir Choisi-le-Roi und ich verheirathe mich in Paris.“

„Dazu gebe ich meine Einwilligung. Nur noch ein Monat! Dieser Gedanke wird mich trösten. Ich werde nun die Nachtigallen mit Geduld anhören.“

„Boisroger,“ sagte sodann die Marquise, „es ist heute mein Namenstag. Denken Sie mit Mademoiselle Bonneval nach und schreiben Sie mir ein Liebchen, aber auch die Musfel dazu.“

Boisroger verbeugte sich und ging.“

Es lag der jungen Marquise viel daran, wie man sieht, Boisroger und Mademoiselle Bonneval, eine sehr schöne Blondine von zweiundzwanzig Jahren, ihre Gesellschafterin, zusammen zu bringen. Mademoiselle Bonneval glich einer Holländerin und sah älter aus als sie wirklich war.

„Du handelst entweder sehr gut, oder sehr schlimm, liebe Nichte,“ sagte Chatillon, „indem Du eine doppelte Liebchaft begünstigst, die zu etwas noch Schlimmerem führen kann.“

„Zu welchem Schlimmeren?“

„Nun — zu einer Heirath!“

„Wie der Onkel über die Ehe denkt!“ dachte die Marquise.

„Höre mich an, Aimée. . . Du bist schön, liebenswürdig und reich. . . Genieße das Leben, laß Dir den Hof machen; folge meinem Beispiele, und ganz Paris huldigt Dir; sobald Du aber Frau Herzogin von Roquefeuille bist, ist Alles vorbei; man achtet Dich, aber gewonnen hast Du dabei nichts.“

„Ich verstehe Sie nicht, Onkel.“

„Wenn Du verheirathet bist, wirst Du für weit älter gehalten, als Du bist; und warum willst Du denn eigentlich heirathen? Um größere Einnahmen zu erhalten? Du bist ja unermesslich reich. Titel? Du bist Marquise. . . Treibet Dich das Herz? — Was hindert Dich, zärtliche Freunde zu haben?“

„Onkel! Onkel! Vormund! Vormund!“

„Du hast Recht, — ich scherzte nur. Was habe ich gesagt? Freilich, ich bin Dein Onkel und Vormund, und soll Dir gute Lehren geben, hat man mir gesagt. . . Der Herzog ist eine gute Wahl, eine vollkommen passende Partie; er wird Dich auch lieben, und die Verbindung ist nothwendig, unabweislich, ehrenvoll und, die Hauptsache, ich halte es nicht zwei Monate hier aus. Du schenkst mir einen Monat, — ich danke Dir; aber Du weißt doch nicht, welches ungeheueres Opfer ich Dir schon gebracht habe. Ich bin nun einen Monat hier und

habe vier Wochen lang keine Oper gehört, keinen Hofball gesehen!"

"Sie wollten ja aber von Boisroger sprechen?"

"Ja, und von der blonden Bonneval . . . Höre mich an. Ich hatte mich diesen Morgen hinter Deinen abscheulichen Linden ins Gras gelegt und konnte von da weit in den Park hineinsehen. Dort erblickte ich denn Mademoiselle Bonneval und noch Jemanden, der mit ihr ging. Weist Du, wer bei ihr war? Boisroger, ich wollte darauf schwören."

"Wissen Sie das gewiß?"

"Wer sollte es sonst gewesen sein?"

"Nun, bis jetzt sehe ich noch nichts Böses . . . Man ist ja auf dem Lande, um spazieren zu gehen."

"Ich bin weit entfernt, zu behaupten, daß es etwas Böses gewesen wäre; im Gegentheil, es war vielleicht für sie sehr angenehm. Ich sah, wie sie sich neben einander ins Gras setzten, einander an der Hand nahmen . . ."

"An der Hand nahmen?"

"Ja, und ich glaube, sie nahmen einander auch am Kopfe."

"Dnkel! Dnkel!"

"Gesehen habe ich es nicht, denn ich hatte meine Vornette vergessen."

Amée verbarg ihr Erröthen hinter dem Fächer und sagte zu dem Dheim:

"Lieber Dheim, ich bin in großer Angst. Der Herzog ist im Kerger abgereist und hat gewiß, um schnell nach Paris zu kommen, sein so unartiges englisches Pferd genommen. Ich fürchte ein Unglück. Sagen Sie doch dem Louis, daß er auf das Belvedere hinaufgehe und mir es melde, sobald er den Herzog erscheinen sieht."

"Zu Befehl, liebe Nichte," antwortete Chatillon, der sich so langsam entfernte, als er gekommen war.

"Sollte Boisroger wirklich Mademoiselle Bonneval lieben?" dachte Amée bei sich. "Warum hätte er es mir verschwiegen? Gleichwohl kann mein Dnkel sich nicht geirrt haben . . ."

Während sie diesen Monolog hielt, bemerkte sie einen feinen Handschuh im Grase, den sie aufhob, der aber keiner der ihrigen war. Sie untersuchte ihn näher und sah das darauf gestickte Wappen des Herzogs von Roquefeuille. Gleich darauf aber stieß sie einen leisen Ausruf der Verwunderung aus, denn um das Knöpfchen des Handschuhes hatte sich ein langes blondes Frauenhaar geschlungen. "Ah, jetzt weiß ich, wer hier bei Mademoiselle Bonneval war. Der Dheim sah wohl die Gruppe, irrte sich aber in einer der Personen."

Die Marquise legte den verrätherischen Handschuh auf ihren halbgeöffneten Fächer und ging nachdenkend nach dem Schlosse zu. Am Ende der langen Allee, in welcher sie hinwandelte, bemerkte sie mehrere Personen, die um einen Reiter beschäftigt waren, der eben vor dem Schlosse abstieg. Sie beeilte sich nicht, wie anhaltend man ihr auch durch Zeichen andeutete, daß der Herzog zurückgekommen sei.

Endlich kam sie an und trat in den Salon, wo der Herzog sich auf ein Knie niederließ und zu ihr sagte:

"Nehmen Sie diesen Diamantenschmuck an, den ich eben aus Paris geholt habe, um ihn zu Ihren Füßen niederzulegen."

"Der arme Herzog ist ganz ermüdet," sagte Chatillon.

"Und entschuldigen Sie," fuhr der Herzog fort, "daß ich den Schwur gebrochen habe, in den drei Prüfungsmonaten Paris nicht zu betreten."

Er öffnete das Schmuckkästchen; die Diamanten waren kostbar, und man erwartete einige freundliche Worte von der Marquise.

"Auch Sie werden entschuldigen," sagte sie endlich, "daß ich gegen unser beiderseitiges Versprechen handele, nach dem wir nach zwei Monaten uns einander heirathen wollten. Auf den Wunsch meines Dheims, der sich hier langweilt, habe ich versprochen, die Prüfungszeit auf einen Monat herabzusetzen."

"So werde ich bereits nach einem Monat glücklich werden!" entgegnete der Herzog, der noch immer kniete und das Schmuckkästchen in der Hand hielt.

"Sie werden es noch früher sein."

"Wäre es möglich?"

"Sogleich."

"Was sagen Sie?"

"Ja, sogleich, denn ich gebe Ihnen Ihre Freiheit. Die Heirath kann nicht stattfinden."

Alle glaubten nicht recht gehört zu haben. Die Marquise aber wiederholte, damit kein Zweifel übrig bleibe: "Die Heirath kann nicht stattfinden."

"Aber, Mademoiselle," fiel die Herzogin heftig ein, "warum nicht?"

"Ich habe reiflicher nachgedacht," entgegnete Amée, indem sie den Herzog aufhob, "wir sind beide noch zu jung."

"Wann aber wird die Verheirathung stattfinden, die mich nach zwei Monaten glücklich machen sollte? Sprechen Sie, ich warte . . ."

"Wann? fragen Sie mich. Fürchten Sie nicht, daß ich nach einer strengen Handlung ein hartes Wort ausspreche?"

"Sagen Sie um Gotteswillen nicht: niemals; ich dürfte mich sonst in Paris nicht wieder zeigen. Man würde sagen, Sie hätten mich nicht für würdig befunden."

Die alte Herzogin biß aus Zorn in ihren Fächer.

"Ich wäre entehrt und lächerlich gemacht," fuhr der Herzog fort . . . "Bestimmen Sie wenigstens einen Zeitpunkt."

"Nun wohl. Nach zehn Jahren."

"Nach zehn Jahren!" riefen alle Anwesenden aus.

"Ich kann ihr nicht Unrecht geben," meinte dann Chatillon.

"Wir werden also noch zehn Jahre prozessiren," setzte die Herzogin hinzu.

Der Herzog ließ traurig den Kopf sinken.

"Keinen Tag früher," fuhr die Marquise fort. "Nach zehn Jahren wollen wir die Prüfung von Neuem beginnen, uns wieder auf drei Monate abschließen und zusehen, ob wir dann

glücklicher sind. Es steht Ihnen jedoch frei, nicht so lange auf mich zu warten, Herr Herzog."

„D, ich werde warten," entgegnete dieser, indem er die Hand der Herzogin ergriff; „aber," setzte er leise hinzu, „aus Barmherzigkeit, wenn Sie nicht wollen, daß ich den Verstand verliere, theilen Sie mir mit, was Sie zu diesem grausamen Beschlusse bewogen hat."

Die Marquise neigte sich nach dem Ohre des jungen Herzogs und fragte ihn: „Wissen Sie, wem dies blonde Haar angehörte?"

2.

Zehn Jahre sind schnell vergangen, namentlich bei denen, die keine Sorge für den nächsten Tag und kein Gram über die vergangenen beschäftigt. Sie gleiten schlummernd den Strom der Zeit hinab.

Nur hatten diese zehn Jahre das Alter der Personen dieser Geschichte verändert. Die Marquise von Chenevrières stand im fünfundsingzigsten, der Herzog von Roquefeuille im sechsundzwanzigsten Jahre. Chatillon war fünfundsingzig, die Herzogin sechsingzig Jahre alt.

Was war einem Leben in diesem langen Zeitraume geschehen?

Das werden wir sogleich erfahren.

Während die Arbeiter eine große Wohnung in Paris aus schmückten, sagte die Marquise zu Boisroger:

„Sie haben also auf Ihren Reisen und Wanderungen nichts von unserem Herzoge vernommen?"

„Nichts; ich weiß nur so viel, was ich Ihnen bereits gesagt zu haben glaube, daß der Herzog sich nach Westindien einschiffte, wohin ich ihm nicht folgen konnte. Ich begab mich nach Holland, dem mir angewiesenen Verbannungsorte. Seit meiner Rückkehr nach Frankreich, vor ungefähr einem Jahre, habe ich mich sorgsam mit dem Auftrage beschäftigt, den Sie mir gaben, um Ihnen zu beweisen, wie dankbar ich Ihnen dafür bin, daß Sie die Zurücknahme der lettre de cachet vermittelten, die mich lebenslänglich verbannte."

„Warum schreiben Sie aber auch gegen die Großen?"

„Warum sollte ich gegen die Kleinen schreiben?"

Bald fand sich auch die Herzogin ein, und kurz darauf, während eines Wortwechsels derselben mit Boisroger, meldete ein Diener:

„Der Herzog von Roquefeuille."

Die Herzogin begab sich in den Garten und Boisroger in sein Zimmer. Der Herzog trat ein, umarmte die Marquise, und nach einigen gewöhnlichen Redensarten fragte er sogleich: „Erinnern Sie sich Ihres Versprechens noch, das Sie mir vor zehn Jahren gaben?"

„Ich habe eine unbestimmte Erinnerung davon."

„Was hindert uns?"

„Die Prüfung in Choisi-le-Roi zu wiederholen, nicht wahr?"

„Allerdings. Wir sind indes älter und verständiger ge-

worden, und ich glaube nicht, daß wir die Prüfungszeit auf drei Monate auszudehnen brauchen. Ein einziger Tag, denke ich, wird hinreichend sein."

„Sie sind sehr berebt, Herr Herzog. Wünschen Sie wirklich?"

„Es ist mein größter Wunsch."

„Nun, ich willige ein. . . Wir wollen einen Prüfungstag ansetzen und sogleich den heutigen wählen."

„Sie sind anbetungswürdig."

„Sie schmeicheln schon. Fürchten Sie die Prüfung?"

„Ich gestehe . . ."

„Gestehen Sie Alles, denn die Prüfung muß, wie vor zehn Jahren, mit einer vollständigen Beichte beginnen. . . Sind Sie verliebt gewesen?"

„Ich habe alle Damen etwas geliebt, die Ihnen gleichen, aber Sie sehen selbst ein, daß die Zahl derselben nur klein sein konnte. Und Sie, haben Sie viel geliebt?"

„Ich? Niemanden."

„Ich muß Sie nun daran erinnern, daß unser beiderseitiges Vermögen sich um die Hälfte verringert hat; der Prozeß ist fortgesetzt worden, und wir haben beide verloren."

„Er ist ein schöner Mann und hat in den zehn Jahren viel gewonnen," dachte die Marquise, ohne auf die Worte des Herzogs zu hören, der eine Prise nahm.

„Mein Gott, Sie schnupfen!" unterbrach ihn die Marquise.

„Haben Sie mir nicht vor zehn Jahren versprochen, das Schnupfen zu unterlassen?"

Der Herzog schielt so viel Geistesgegenwart, um antworten zu können:

„Der Arzt hat mir den Tabak meiner Augen wegen verordnet."

„Nun, sprechen Sie weiter."

„Ich wollte mir zu bemerken erlauben, daß der Rest unsers Vermögens aufgezehrt werden wird, wenn wir einander nicht heirathen. — Großer Gott!" rief der Herzog plötzlich aus.

„Was ist Ihnen, Herr Herzog?" fragte die Marquise theilnehmend.

„Sie tragen Mouchen und haben Roth aufgelegt, obwohl Sie mir vor zehn Jahren versprochen . . ."

„Allerdings," stammelte die Marquise verlegen; „man hat es mir nicht gerade verordnet, aber man nöthigte mich dazu. Mein Mann verlangte es."

„Ihr Mann? Sie waren verheirathet?"

„Allerdings, aber fahren Sie fort."

„Auch unsere Diener halten sich für verpflichtet, sich gegenseitig zu hassen und einander auf unsere Kosten zu schaden. Ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen. Als ich gestern auf der Jagd war . . ."

„Sie jagen, Herr Herzog?"

„Ich hatte mein Versprechen, nicht mehr zu jagen, vergessen, und übrigens verlangte es meine Frau . . ."

„Sie waren also auch verheirathet?"

„Allerdings. Also auf der Jagd bemerkte ich, daß meine

Leute Ihren Wald in Brand stecken, während die Ihrigen Feuer in dem meinigen anlegten, — bloß weil wir einander nicht geheirathet haben.“

Nachdem sie so einander gebeichtet hatten, verziehen sie einander gegenseitig die begangenen Sünden. Gleich darauf erschien Boisroger in dem Zimmer.

„Boisroger hier!“ rief der Herzog sehr verstimmt aus.

„Ich habe ihn in meinen Dienst genommen, als Sie Frankreich verließen. Er ist der Lehrer meines Sohnes geworden.“

„Ihres Sohnes? Sie haben einen Sohn?“

„Ja und eine Tochter. Anselm und Amaranthe.“

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Weimars Musenhof in den Jahren 1772 bis 1807. Historische Skizze vom Prof. Wilh. Bachsmuth. Berlin, Duncker und Humblot. 1844.

Eine vortreffliche Schilderung der Glanzperiode der deutschen Literatur, so wie der Schöpfer und Förderer derselben! Prof. Bachsmuth hat mit seltenem Fleiße und großer Belesenheit aus zerstreuten Blättern, Biographien, Briefsammlungen u. d. Material zusammengetragen und so aus einzelnen Steinchen ein kunstvolles Mosaikbild zusammengesetzt, auf dem uns die hohen Gestalten der Herzogin Amalie, des Herzogs Carl August, Goethes, Schillers u. d. lebensfrisch entgegen treten. Leider regt aber dieses Bild von vergangenen Tagen nicht bloß Freude und Stolz in jeder deutschen Brust an, sondern auch das niederdrückende Gefühl, wie es seitdem doch so ganz anders geworden ist. Es fehlen uns nicht bloß Geister gleich jenen, welche damals das kleine Weimar zum „Brennpunkte der Intelligenz“, zur geistigen Hauptstadt Deutschlands machten — solche Heroen erscheinen nun einmal nur in langen Zwischenräumen —, sie würden auch, wenn sie dawären, jene nothwendige fesselfreie Entwicklung jetzt nicht finden, die ihnen damals ungehemmt gestattet wurde. Ein Treiben und Schreiben gleich jenem der „Kraftgenies“, des jungen Goethe, Schillers und ihrer Genossen wäre in unsern Tagen rein unmöglich, und gleichwohl muß der junge Most gähren und brausen, wenn er sich zum goldenen Weine abklären soll. Goethe und Schiller würden nie das geworden sein, was sie geworden sind, wenn man sie nicht ihre eigenen Wege hätte gehen lassen. Der damalige freigefinnte und hochgebildete Hof von Weimar hat sich das Verdienst erworben, daß er den Geistern und namentlich

auch den jungen und aufstrebenden nicht bloß eine Freistätte, sondern auch Beistand und Förderung gewährte, und Prof. Bachsmuth verdient unsern Dank, daß er gerade in unsern Tagen an jene Zeit erinnerte. Seine Schrift giebt zuerst einen kurzen Ueberblick der deutschen Literatur um das Jahr 1772, beschreibt dann „die Zeit der Raibetät“ unter der Herzogin Amalie und Wieland, „die Zeit genialer Schrankenlosigkeit“ unter Carl August und Goethe, „die Zeit der geistigen Höhe“ Goethes und Schillers, schildert die literarischen und gesellschaftlichen Zustände Weimars und schließt mit „Weimars Verlusten und Trauer“. Einzelheiten lassen sich nicht wohl aus der Schrift ausheben; man muß sie ganz lesen, um den Eindruck ungeschwächt in sich aufnehmen zu können, und wir wünschen, daß sie von recht vielen gelesen werden möge.

Paris im Frühjahr 1843. Briefe, Berichte und Schilderungen von L. Kellstab. 3 Bände. Leipzig, K. F. Köhler 1844.

Da gerade jetzt aus allen Theilen Deutschlands ungewöhnlich Viele nach Paris reisen, namentlich von der dortigen großen Gewerbeausstellung angelockt, so dürfte es an der Zeit sein, an das obige Werk Kellstab's zu erinnern und dasselbe zu empfehlen. Es kann gewissermaßen als Führer in der Hauptstadt Frankreichs dienen, denn obwohl der Verf. sich nicht lange dort aufhielt, so wüßten wir doch kaum irgend einen wichtigen oder interessanten Gegenstand zu nennen, den er nicht gesehen oder beschrieben hätte. Er hat das Möglichste in der Kunst geleistet, in kurzer Zeit viel und vielerlei zu sehen. Aber er ist auch unermüdet und fortwährend auf den Beinen, er rennt und schwigt und läßt sich durch nichts und durch Niemanden zur ungeliebten Zeit aufhalten, denn alles ist genau berechnet, was an dem und dem Tage in der Arbeit des Sehens gethan werden muß. Ueberdies interessirt er sich nicht bloß für Einzelnes in Paris, wie andere Leute, sondern geradegu für Alles, für die Deputirtenkammer und die Hospitäler, für das Theater und die Eisenbahnen, für Wohlthätigkeitsanstalten und Musik u. d. Auch hat er alle Taschen voll Empfehlungsbriefe und besucht ein große Anzahl interessanter Personen, er macht Ausflüge, kurz, man begreift kaum, wie es ihm möglich geworden ist, in Sehen und Hören so viel zu leisten, geschweige wo er die Zeit hernahm, das Gesehene und Gehörte auch noch zu beschreiben, denn vieles ist offenbar auf frischer That, an Ort und Stelle niedergeschrieben worden.

Diese Beschreibung bringt nun allerdings nichts Neues, sie ist nicht pikant oder sogenannt geistreich geschrieben; aber sie verräth überall den practischen, sichern Blick des Verf. und giebt ein gutes, treues Bild von dem gegenwärtigen Zustande von Paris. Namentlich verdienen die Bemerkungen und Kritiken des Verf. über Musik, das Conservatorium und die Theater hervorgehoben zu werden.